

Jeremias Gotthelf: „Die schwarze Spinne und andere Erzählungen“. Zürcher Ausgabe

## Volksprediger im Erzählrausch

Von Wolfgang Schneider

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 07.01.2024

**Der 1797 geborene Schweizer Schriftsteller Jeremias Gotthelf hieß eigentlich Albert Bitzios. Das biblische Pseudonym wählte er mit Bedacht: Wie sein Vater und sein Sohn war er Pfarrer, daneben Schulkommissär und viel gelesener Schriftsteller. Sein breites Werk wird außerhalb der Schweiz heute nur noch wenig wahrgenommen. Das will die neue Zürcher Leseausgabe im Diogenes Verlag ändern. Als Auftakt erscheinen gleich drei von Gotthelfs wichtigen Werken: der Doppelroman „Uli der Knecht“ und „Uli der Pächter“ sowie die Erzählensammlung „Die schwarze Spinne“.**

Kaum eine Erzählung kann heutigen Lesern die Existenz des Teufels so plausibel machen wie Jeremias Gotthelfs „Die schwarze Spinne“. Sie erschien 1842, mitten im Biedermeier. Idyllisch ist denn auch die Rahmenhandlung der hundertseitigen Novelle. Ein Tauffest findet statt auf einem prächtigen Emmentaler Bauernhof, und die Dramatik scheint sich zunächst darauf zu beschränken, dass die Patin den Namen des Täuflings vergessen hat und die Gäste die üppigen Speisen kaum bewältigen können.

Dann aber beginnt der Großvater zu erzählen, weil jemand wissen möchte, was es mit dem merkwürdigen Zapfen in einem alten Fensterpfosten des Hauses auf sich hat. Um das zu erklären, muss er in weit entfernte Jahrhunderte zurückgehen. Schlagartig kippt die Stimmung ins Dunkle, Unheimliche. Leibeigene Bauern werden von dem sadistischen Ritter Hans von Stoffeln erbarmungslos geschunden. Nicht nur ein Schloss, sondern auch einen Schattengang mit hundert ausgewachsenen Buchen aus einem Bergwald sollen sie ihm errichten. In ihrer Verzweiflung gehen sie auf das Angebot eines dämonisch gezeichneten Jägers ein: Er werde ihnen die Bäume dorthin schaffen, als Lohn verlange er ein ungetauftes Kind.

Klar, dass es sich um den Leibhaftigen selbst handelt, der den unchristlichen Deal vorschlägt. Aber der liebe Gott hat nun mal keinen konkurrierenden Forstbetrieb, an den man sich wenden könnte. So lassen die Dörfler den

Jeremias Gotthelf

### Zürcher Ausgabe

Herausgegeben von Philipp Theisohn

Diogenes Verlag, Zürich

### Die schwarze Spinne und andere Erzählungen

Nachwort von Nora Gomringer

560 Seiten, 30 Euro

### Uli der Knecht

Nachwort von Peter von Matt

528 Seiten, 32 Euro

### Uli der Pächter

Nachwort von Monika Helfer

592 Seiten, 34 Euro

Teufel allnächtlich für sich schuften. Der Plan ist, ihn am Ende mittels einer Schnelltaufe des Neugeborenen um den Lohn zu prellen.

### **Vorwegnahme des Gruselkinos**

Allerdings hat der Jägerteufel zur Besiegelung des Pakts der kühnen Christine, die die Sache ausgehandelt hat, einen glühenden Kuss auf die Wange gedrückt. Nach dem Betrug reift diese Stelle zu einer großen, spinnenförmigen Geschwulst heran, aus der schließlich unter Höllenschmerzen eine Armada Spinnen hervorbricht, die sich rasend vermehren und Tieren und Menschen den grausigen Tod bringen.

Mit perfiden Detailaufnahmen entfaltet sich die Horrorstory wie ein Film vor dem Leserauge – viele Motive des Gruselkinos werden vorweggenommen. Die Phantasie eines teuflischen Parasiten im Menschenfleisch kennt man heute aus den „Alien“-Filmen. Ebenso die tückische Allgegenwart des Monsters, etwa wenn der Ritter Hans von Stoffeln sich endlich aufmacht, um die Spinne zur Strecke zu bringen. Plötzlich wundert er sich, warum sein Jagdfalke und die Hunde panisch das Weite suchen:

„Er ritt den Menschen zu, wollte Kunde einziehen, sie stunden ihm, bis er nahe kam. Da schrieen sie grässlich auf und flohen in Wald und Schlucht, denn auf des Ritters Helm saß schwarz, in übernatürlicher Größe, die Spinne und glotzte giftig und schadenfroh ins Land. Was er suchte, das trug der Ritter und wusste es nicht; in glühendem Zorne rief und ritt er den Menschen nach, rief immer wütender und ritt immer toller, brüllte immer entsetzlicher, bis er und sein Ross über eine Fluh hinab zu Tale stürzten. Dort fand man Helm und Leib, und durch den Helm hindurch hatten die Füße der Spinne sich gebrannt, dem Ritter bis ins Gehirn hinein, den schrecklichsten Brand ihm dort entzündet, bis er den Tod gefunden.“

Mit wuchtiger Sprache inszeniert Gotthelf die spannende Blockbuster-Schlacht zwischen Gut und Böse. Am Ende opfert sich eine junge Frau und schafft es mit letzter Kraft, die Spinne in das Loch im Holzpfosten einzusperren, wo sie seitdem gebannt ist – abgesehen von einem verheerenden Ausbruch einige Generationen später, als die Menschen schon wieder leichtfertig und sündenlustig geworden waren.

### **Ernstgemeinte Drohpädagogik**

Im Symbol des Holzpfostens, der das Dämonische verschließt, ragt die älteste Vergangenheit mit ihren Verfehlungen in die Gegenwart hinein. Der aufwändige theologische Apparat mit todesmutigen Priestern, märtyrerhaften Frauen und dem alttestamentarischen Strafgericht mag einem heute vielleicht wie dampfende Fantasy vorkommen. Gotthelf war es aber ernst mit dem lehrhaften Gestus, der Drohpädagogik der Novelle, auch wenn in ihr selbst die Grenze zwischen Glauben und Aberglauben unscharf wird. Wenn in der Rahmenhandlung die Gäste des Tauffests am Ende über den Wahrheitsgehalt der Geschichte nachsinnen, wird deren Bedeutung als Allegorie hervorgehoben: „Sei jetzt daran wahr, was wolle, so könne man viel daraus lernen“, meint einer der beklommenen Zuhörer.

Von Schrecken anderer Art liest man in der ebenfalls hundertseitigen Erzählung „Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen“, einem weiteren Höhepunkt dieses fabelhaft zusammengestellten Erzählbandes. Entstanden ist die frühe Studie über weiblichen Alkoholismus zur selben Zeit wie Büchners Drama „Woyzeck“, und Gotthelf bietet hier

ebenfalls einen Blick auf prekäre soziale Milieus, die zuvor – und auch noch im nachfolgenden deutschsprachigen Realismus mit seiner Verklärungstendenz – kaum dargestellt wurden.

In einem Gasthaus kommt der Erzähler am Nebentisch der fünf ausgelassenen, aber bereits von deutlichen Verwahrlosungserscheinungen gezeichneten Frauen zu sitzen, beginnt sich für sie zu interessieren und holt Informationen über sie ein. Es folgt die Anamnese und Prognose der fünf Trinkerinnenschicksale. Gotthelf hat einen scharfen Blick für frühe Beschädigungen durch die Herkunft, für gefährdende, korrumpierende Umstände:

„Lisabeth ist die Tochter eines Schuhmachers und einer Wäscherin, hat einen ganzen Rudel Geschwister und wohnt in einem Schachen. Das ist schon viel gesagt; denn in einem Schachen wohnen gar allerlei Leute, weil alle dahin sich ziehen, die wenig Hauszins zahlen mögen oder können. In einem Schachen wohnen daher die Leute ineinander gepökelt wie Häringe. [...] Unter ihnen waren recht brave Leute, aber auch viele grundschlechte, und die grundschlechtesten von allen zogen da ein und aus, knipsten, wo und was sie konnten, und verprassten dann da den Raub.“

### **Alkoholismus zwischen Sucht und Sünde**

Im „Brönz“, also im Branntwein, verdichtet sich für Gotthelf das Böse. In der editorischen Notiz des Herausgebers Philipp TheisoHN erfährt man zum realen Hintergrund der Geschichte, dass sich in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts der Branntweinimport im Kanton Bern verfünffachte und verheerende Wirkungen hatte, die Gotthelf als Landpfarrer konkret miterlebte.

Er kennt die Tricks der Trinker, etwa die heimliche Alkoholzufuhr, um den nüchternen Anschein zu wahren. Und er weiß bereits – wie die heutige Suchtforschung –, dass Versuche des kontrollierten Trinkens ab einem bestimmten Stadium zum Scheitern verurteilt sind: „Wer die Gewohnheit bereits hat, muss ganz aufhören, halb kann er nicht“, schreibt er.

Die Sucht ist deshalb eine harte Probe auf die Theorie des freien Willens, ohne den Gotthelfs Moralisieren und Predigen doch sinnlos wäre. Seine Beschreibungen des Trinkerinnenelends sind von daher ambivalent: Einerseits schildert er die Frauen als benachteiligte, vom Alkoholteufel ruinierte Wesen, andererseits als lasterhafte Menschen, die der Sünde nachgegeben haben und die eine letztlich gerechte Strafe ereilt, wenn sie betrunken in einen Bottich mit kochendem Wasser stürzen wie Marei oder mit ihren Kindern verbrennen wie Liseli. Aber – die Kinder! Dass sie schutzlos, verkrüppelt an Seele und Körper unter traumatisierenden Umständen aufwachsen müssen bei den Säufereltern: Dies geht über Gotthelfs Begriff von göttlicher Gerechtigkeit. Er hofft, dass es für diese Kinder einen doppelt schönen Himmel gebe und für ihre Eltern eine doppelt heiße Hölle.

Die zur Abschreckung geschriebene Erzählung zeigt aber auch Gotthelfs groteske Komik, etwa bei der Darstellung von Liselis Ehe. Ihr schwächlicher Mann, ebenfalls Trinker und Kartenspieler, hat ein Gesicht, wie „mit dem Leder einer hundertjährigen Postkutsche überzogen“. Irgendwann bemerkt er, dass Liseli Geld aus seiner Börse entwendet, um „Brönz“ zu kaufen:

„Da wurde das Männchen gewaltig zornig. Auf dem Heimweg entschloss er sich, ein Exempel zu statuieren. Er kam heim wie auf Stelzen und strengte sich zu tiefer Basstimme an und gurgelte auf wunderliche Weise die Frage hervor: Hast du mir von dem Geld gestohlen? Seine Frau verstund die wunderliche Stimme gar nicht und musste ihn mehrmals fragen. Da fing der Mensch an dreinzuschlagen. Anfangs meinte Liseli, das Männchen sei besonders guter Laune, und wollte es etwas kräftiger tätscheln. Als das Männchen aber statt mit der Hand, mit welcher es nichts ausrichtete, mit der Faust dreinschlug, so merkte Liseli, dass es ernst sei, flammte nun auch auf, und hob ihn mit beiden Händen hoch auf, schlug ihn aufs Bett und walkte ihn dort durch, bis er mit den zärtlichsten Namen um Vergebung flehte. Liseli war nicht unerbittlich: Gell, du Schnuderbubli, dir ha'h is zeigt, wer Meister ist...“

### **Eine Flutkatastrophe als göttliches Strafgericht**

Den Band eröffnet aber keine der großen Erzählungen, sondern ein langer, faszinierender, sonst nicht leicht zugänglicher Text, der zwischen Reportage und Traktat changiert: „Die Wassernot im Emmental am 13. August 1837“. Schon der Titel macht klar, dass Gotthelf sich auf eine reale Flutkatastrophe bezieht. Sehr atmosphärisch schildert er, wie die Menschen nach einem schwülen Sommertag voller Angst auf die gewaltigen schwarzen Wolkenballungen schauen, die sich über das Tal drängen. Ungeheure Wassermassen gehen aus ihnen nieder, die Emme wird zum Monsterfluss:

„Grau und grausig aufgeschwollen durch hundert abgeleckte Bergwände stürzte sie aus den Bergesklüften hervor, und in grimmem Spiele tanzten auf ihrer Stirne hundertjährige Tannenbäume und hundertzentrige Felsenstücke.“

Gotthelf beschreibt, wie die herabdonnernden Fluten und die von ihnen geschleuderten Felsen und Bäume die Häuser zermalmen, Menschen und Tiere töten, er beschreibt glückliche Rettungen, aber auch die Scharen der Schaulustigen und Holzplünderer nach der Katastrophe, die er im strömenden Sprachduktus des Predigers als Strafgericht Gottes begreift. Extremwetter als moralisches Spektakel.

So archaisch das Christentum in Gotthelfs Werken heute erscheinen mag – es verbindet sich, bei aller Polemik gegen die Ökonomisierung des Lebens und die „Schweinsblasen des Zeitgeists“, mit aufklärerischen Elementen und einer gewissen Liberalität. Das zeigen am deutlichsten die beiden nun ebenfalls zum Auftakt der Gotthelf-Neuausgabe erscheinenden Romane „Uli der Knecht“ und „Uli der Pächter“ mit ihrer Crossover-Pädagogik, in der Glaube, Moral, Vernunft, Aufstiegs willen, Fleiß, Arbeitsdisziplin, Askese, Sinn für das Eigentum und Gemeinnutz miteinander verknüpft werden.

### **Erziehung eines Taugenichts zum Musterknecht**

Uli hat eine Neigung zum „Hudeln“. Das heißt: Er macht gern Party, trinkt viel Wein und hat Spaß mit Mädchen. Das will der wackere Bodenbauer nicht länger mitansehen. Er nimmt seinen verkaterten Knecht ins Gebet, mahnt ihn, doch nicht sein ganzes Geld zu verhudeln, führt ihm die Folgen des Alkohols und etwaiger ungewollter Schwangerschaften vor Augen. Der anfangs widerspenstige Uli folgt nach einer Weile der geschickt argumentierenden Pädagogik des Bodenbauers und wird zum Musterknecht, der fleißig und sparsam ist und am Sonntag in der Bibel liest. Schon machen sich einige lustig über seine neue Frömmigkeit, es droht ein Rückfall.

„Das gruselte Uli, dass man ihn für einen Geistlichen ansehen wollte, und es juckte ihn, recht wüst zu tun, damit man ja nicht glaube, er sei besser als ein anderer. Es ist merkwürdig, für was alles die Jugend sich schämen zu müssen glaubt: nicht nur, minder Geld zu haben, minder hübsch zu sein, minder stark, minder schön gekleidet: sondern es schämen sich gar viele auch, minder wüst zu tun als andere.“

Viele Proben hat Uli in diesem Erziehungsroman noch zu bestehen, und weil dabei immer wieder hohe Moral und niederes Menschenleben aufeinanderprallen, gibt es viele komödienhafte Situationen, etwa wenn zwei Mägde – die hässliche und knurrige, aber mit einigen Sekundärtugenden ausgestattete Stini und die leichtfertige, aber hübsche Ürsi – parallel in Liebe zu Uli entbrennen und ihre Rivalität schließlich catchend in der Jauchegrube austragen.

### **Neuedition im alten Bernerdeutsch**

Die Berner Mundart steht bei Gotthelf in Spannung mit dem Hochdeutschen, je nachdem, wie nah er dem Bewusstsein und den Redeweisen seiner Figuren ist. Sein einstiger Erfolg in Deutschland verdankte sich sprachlich geglätteten Ausgaben, in denen der Dialekt zurückgenommen wurde. Diese bei Diogenes in Zürich erscheinende Neuedition aber nimmt die Erstdrucke als Textgrundlage. Deshalb stellt der Uli-Roman die Leser, die nicht vertraut sind mit dem alten Bernerdeutsch, vor Herausforderungen. Es gibt nicht nur Worte, sondern mitunter ganze Sätze, die man kaum versteht. Es zeichnet diese Neuedition aus, dass die Bände ein Glossar mit Übersetzungen ins Hochdeutsche enthalten. Den Mühen der Mundart stehen Gewinne gegenüber. Gotthelfs Prosa bekommt durch das oft sehr plastische Vokabular besondere Würze und reichere sprachliche Register.

Dennoch sollte man zuerst den zweiten Roman „Uli der Pächter“ lesen, weil er deutlich zugänglicher ist. Die acht Jahre später erschienene Fortsetzung verzichtet weitgehend auf Dialekt. Und anstelle der heute etwas antiquiert wirkenden Pädagogik des guten Knechts ist der Pächter-Roman mit zeitloseren Fragen beschäftigt. Plötzlich zum Herr geworden, ist der zuvor strotzend vorbildliche Uli nicht mehr so musterhaft. Er macht keine gute Figur als Führungskraft, es fällt ihm schwer, den Respekt bei seinem Gesinde zu wahren. Er macht Fehler, und das ist in der Literatur immer interessanter.

„Uli, der Pächter“ ist ein starker Business-Roman, auch wenn das Business ein Bauernhof des 19. Jahrhunderts ist. Vieles lässt sich in modernere Zusammenhänge übertragen. Die Schriftstellerin Monika Helfer versetzt im Nachwort die Handlung in ein Skihotel. Und zeigt damit, dass der Calvinismus, der in fleißiger, einträglicher Arbeit die Gottgefälligkeit sieht, näher an unserer heutigen Mentalität ist als es auf den ersten Blick scheint. Helfer schreibt:

„Der Schweizer Calvin fließt heutzutage in jedes Geschäftsmannes Adern, nämlich dass gut sei, was erfolgreich ist, und dass besser sei, was erfolgreicher ist.“

Der Roman schildert, was Uli beim Erfolgreicher-Werden für Steine in den Weg gelegt werden. Da ist der alte, immer kleinlicher werdende Besitzer Joggeli, dem er Pachtzins zahlen muss. Hinter Joggeli wiederum stehen als antreibende und verschärfende Kraft dessen schwer genießbare Sprösslinge, die dem Alten das Geld sofort abjagen. Geschäftemacher wie die mit zeitgenössischem Antisemitismus gezeichneten jüdischen Viehhändler machen Uli zu schaffen. Gerichtsprozesse entwickeln sich wie böartige

Geschwüre. Da klagt ein armer Mann gegen Uli, weil der ihm wissentlich eine kranke Kuh verkauft habe, und daraus entwickelt sich eine große, kostspielige, nervenaufreibende Sache. Uli gewinnt den mit scharfsinniger Komik geschilderten Prozess, aber kurz darauf vernichtet ein verheerendes Hagelwetter seine Ernte. Er müsste kein Held Gotthelfs sein, wenn er darin nicht eine Strafe des Allmächtigen sähe und in eine schwere Krise geriete.

### **Der Schleier des dörflichen Idylls reißt auf**

Vor allem macht Uli die heikle Balance von Sparsamkeit und Großzügigkeit zu schaffen. Er hat beim Bodenbauer gelernt, fleißig und bescheiden zu sein, nichts zu verschwenden. Für den Leiter eines größeren Hofes haben solche Knechtstugenden aber nur eingeschränkt Geltung. Jetzt gehört es zum „guten Namen“ – einer essentiellen Kategorie bei Gotthelf – auch mal die Großzügigkeit walten zu lassen. Ulis Frau Vreneli weiß das, und so tischt sie beim Sichelten, dem Erntedankfest, den Leuten auf, dass sich die Tische biegen. An diesem Tag gilt es, die Armen zu bewirten. Es ist eine herrliche Szene, wenn Uli mit seinen Leuten auf dem Feld schuftet und dabei verkniffen beobachtet, wie sich ein Strom von Bettlern voller Appetit zu seinem Haus bewegt. Sehr schön dann die Beschreibung des Festes, das sich bis in die Morgendämmerung zieht und bei dem sich die Gäste einen Spaß daraus machen, die Spendabilität Ulis auf die Probe zu stellen:

„Wenige blieben sitzen, als wären sie da fürs ganze Leben angenagelt, es waren die Veteranen, welche an funfzig Sichelten sich die kaltblütige Ruhe erworben hatten, welche im Stande ist, vierundzwanzig Stunden lang, wenn es sein muss, zu essen und zu trinken, ohne je zuviel zu kriegen. Aber furchtbar langweilig wurden sie und schienen nur darauf zu horchen, ob sich die verschluckte Masse nicht setze, so dass sie einen Bissen hinunterschieben und einen Schluck nachtrinken könnten. [...] Die alten verpichteten Häute bleiben, und der Wirt muss auch bleiben. [...] Sein Aushalten in Ruhe und Würde hat etwas Ähnliches mit dem Aushalten eines alten Indianerhäuptlings, welcher von einem feindlichen Stamme langsam dem Tode entgegengemartert wird.“

Landleben und Idylle – das war in der Literatur des frühen 19. Jahrhunderts noch eine übliche Engführung, die in der Tradition bukolischer Dichtung seit der Antike stand. Bei Gotthelf reißt dieser Schleier des Idyllischen auf. Hier wird das mit grandiosem Detailrealismus beschriebene Schweizer Dorf zur Bühne des konfliktreichen Menschenlebens. Gotthelfs sprachliche Wucht verdankt sich auch dem Impetus des Volkspredigers, der sein Publikum erst in den Bann ziehen will, auf dass es umso bereitwilliger die lehrhafte Moral entgegennehme. Das eine ist ohne das andere nicht zu haben. So wie der Autor mit seinem Schreiben das Volk erziehen will, braucht er die Rolle des Volkserziehers, um schreiben zu können. Wenn man das begriffen hat, akzeptiert man das christliche Moralisieren als Teil des ästhetischen Gesamt ereignisses. Ein beindruckender Schriftsteller ist hier in schönen, handlichen Bänden wiederzuentdecken: Jeremias Gotthelf, der Schweizer Balzac des Landlebens.